

Der Börsenkönig.

Roman von Karl Ed. Klopfer.

(Schluß des ersten.)

1.

Der Nachtzug nach der Residenz sollte eben den Bahnhof des Städtchens Berghausen verlassen; die Schaffner hatten bereits alle Türen geschlossen und der Maschinist hielt die Hand am Zug der Dampfpeife, um das Abfahrtsignal zu geben. Da stürzte eine schlanke Männergestalt aus dem Bahnhofgebäude heraus. Im flatternden Ueberzieher gleich dem Erscheinungspunkt einer riesigen Fledermaus, die da durch die Herbstnacht schwirrte.

„Kann ich noch mit?“ leuchtete der Herr, sich das schweißtriefende Gesicht wischend.

Der Stationsvorsteher, der ihm zuerst abwehrend entgegengetreten war, erkannte ihn jetzt in dem Lichte einer der Laternen auf dem offenen Bahnsteig.

„Doktor Schwerdtner! Was Tausend, Sie fahren schon wieder zurück? Na, machen Sie rasch, ich will ein übriges tun!“

Der Betreffende konnte nicht antworten; der wohlwollende Beamte rief mit der einen Hand die Tür des nächsten Wagens zweiter Klasse auf, mit der anderen half er, energisch zugreifend, dem veräppelten Reisenden hinein. In demselben Augenblick ertönte der schrille Pfiff der Lokomotive und der Zug setzte sich in Bewegung.

Der Eingestiegene, ein noch junger Mann, stolperte in den Wagen hinein und hätte fast seinen Hut und die Reisetasche in seiner Rechten fallen lassen; in der Erregung des Augenblicks war er wie geblendet.

Eine brummige Stimme ließ eine laute Verwünschung aus. Schwerdtner stotterte eine Entschuldigung, denn er glaubte im Halbdunkel einem Passagier auf den Fuß getreten zu haben, grüßte und nahm den Hut ab, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, während der Zug schon im vollen Laufe dahinrollte.

Jetzt erst kam er zu einiger Umschau. Außer ihm befanden sich nur noch zwei Personen in dem Wagen. Soweit das schwache Licht der Lampe an der Decke und der Rauch aus zwei Zigarren eine genauere Untersuchung zuließ, konnte er vermuten, daß es Männer in mittleren Jahren waren. Sie saßen sich gegenüber, an der einen Fensterseite. Der eine, der nach vorwärts fuhr, war wohlbeleibt, trug einen buschigen Schnurrbart, und an seiner Hand, die die Zigarre an die Lippen führte, funkelten einige prächtige Brillanten. Es schien ihm schmeichlich zu sein, er atmete hörbar atmosphärisch und hatte den Hut abgelegt, der Lampenschein spielte auf seiner glänzenden Glage. Sein Gefährte, ihm gegenüber auf dem Rücksitze, schien sich dagegen vor der frischen Luft zu verwahren und das offene Fenster nur dem andern zuliebe zu dulden. Er trug einen langen dunkelgrauen Staubmantel, von oben bis unten zugespitzt, und hatte ein schwarzes Tuch um Kinn und Wangen gebunden. Ein großer, grauer Schlapphut, tief in die Stirne gedrückt, beschattete sein Gesicht so vollkommen, daß nicht einmal zu erkennen war, ob er einen Bart hatte.

In dem halblauten Geplauder, das dieser Mann mit seinem Gegenüber pflog, erkannte Schwerdtner an ihm die brummige Stimme, die ihm einen so unfreundlichen Willkomm geboten hatte. Während er auf dem andern Fensterplatz, am Ende der von dem Dicken besetzten Polsterbank es sich bequem machte, fühlte er sich zu einer nachmaligen Entschuldigung über seinen notgedrungen etwas stürmischen Eintritt bewegen.

„Ich kam so spät, ich fürchtete schon nicht mehr mitfahren zu können. Verzeihen Sie mein Ungeflüm!“

Diese Höflichkeit schien den Mantelträger etwas freundlicher zu stimmen.

„Es war nur wegen des Windstoßes durch die Tür,“ warf er halblaut hin, „und mein verwünschter Rheumatismus.“

„Es wundert mich eigentlich, daß du so empfindlich bist,“ meinte der Raubpflüger mit einem gewissen Spott in der ver-setzten Stimme. „Ich dachte doch, du hättest dir in deinem Leben dergleichen längst abgewöhnen müssen. Wenn man wie du —“

„Dummes Zeug!“ fiel ihm der andere rasch ins Wort.

„Gegen hohle Zähne ist niemand gefeit.“

Er warf den Rest seiner Zigarre aus dem Fenster und wandte sich mit einer halben Kopfwendung an den neu zugestiegenen Passagier, der da drüben sein Haupt in die gepolsterte Ecke drückte und nachdenklich vor sich hinsah.

„Wohin fahren Sie, mein Herr, wenn man fragen darf?“

„Nach der Residenz,“ antwortete Schwerdtner, ohne sich zu rühren. Er war bei aller Höflichkeit nicht in der Laune, sich mit Fremden in ein Gespräch einzulassen.

Der Frager schwieg, um sich nach einer Weile wieder in das leise unverständliche Geplauder mit seinem Genossen zu vertiefen.

Jetzt erschien der Schaffner in der Tür, um die Fahrkarte des Neueingestiegenen zu durchlöcheren. Der Mann mit dem Schlapphut beugte sich zurück und schützte sich durch den Mantel-tragen vor dem eindringenden frischen Luftstrom.

Der Dide nahm Schwerdtner gefällig die Karte ab und reichte sie dem Schaffner, der beim Schein seiner Laterne damit nach Vorschrift verfuhr. Währenddessen raunte ihm der Dide in ärgerlichem Tone gedämpft, für Schwerdtners scharfes Ohr aber noch hörbar, zu: „Aber, zum Henker! Sagen Sie mal — ich habe uns doch ausdrücklich bedungen, daß wir allein und un-gestört bleiben.“

„Bitte, ich kann ja nichts dafür,“ entschuldigte sich der Schaffner flüsternd; „zufälligerweise und in der Eile hat der Stationschef selbst den Herrn eingelassen. Sie werden bemerkt haben, daß ich keine Zeit mehr hatte.“

„Schon gut, geben Sie aber fortan besser acht! Hoffentlich ist der Nachverkehr nicht so reg, daß wir noch einen weiteren Zuwachs zu gewärtigen hätten.“

„Ich werde schon sorgen; Sie können sich darauf verlassen.“

Der Schaffner verschwand. Die Tür klappete zu.

Schwerdtner drückte sich tiefer in seine Ecke, den beiden Mit-reisenden geflissentlich zeigend, daß er sich um ihre Unterhaltung, bei der sie so gern „ungestört“ geblieben wären, nicht kümmern wolle.

Der Graurod zog jetzt ein Etui aus einer seiner äußeren Manteltaschen.

„Noch eine Zigarre! Das ist doch das beste Mittel gegen Zahnschmerzen.“

Dabei schien er auf einen wohlwollenden Gedanken zu kommen. Er beugte sich zu Schwerdtner hinüber und hielt ihm das offene Zigarrenetui, das aus zwei Fächern bestand, so hin, daß seine Finger die eine Abteilung bedeckten.

„Wir belästigen Sie mit unserem Dampfen, mein Herr. Vielleicht erlauben Sie mir, Sie zum Mittun einzuladen?“

Er brachte auch diese Frage in dem gedämpften Murrel-

tone vor, als scheue er sich, seines Rheumatismus wegen den Mund zu öffnen.

„Danke,“ lehnte Schwerdtner kurz ab. „Ich bin kein Raucher.“ Der Mann zog sich mit Achselzucken zurück, ohne sich übrigens verlegt zu zeigen. Dann suchte er sich selbst — mit der ganzen Umständlichkeit eines Feinschmeckers — einen Stimmgel aus und ließ sich von seinem Freunde Feuer geben, während er das Zigarrenetui wieder in seine Manteltasche verpackte.

Schwerdtner schloß die Augen. Das eintönige Klappern der Räder und das Gemurmel seiner zwei Reisegefährten lullte ihn allmählich in Schlaf. Dabei zog seine jüngste Vergangenheit, die Erlebnisse der letzten Zeit in nebelhaften Bildern an seinem geistigen Auge vorüber.

Friedrich Schwerdtner war erst vor kurzem von großen Reisen in die Heimat zurückgekehrt. Er war als Gemeindevaig im Städtchen Berghausen erzogen worden, väterlich geleitet vom Rektor Krug, dessen Fürbitte er es später zu danken hatte, daß ein in der Nachbarschaft des Städtchens begüterter Aristokrat, der Freiherr von Ellerich, ihm seine Gönnerschaft zuwandte. Der Baron hatte ihn das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchen lassen und ihn dann auf die Universität nach Bema geschickt; dort hatte er Philologie studiert, ein Fach, zu dem ihn eine tiefgewurzelte Neigung trieb. Nach seinem glänzenden Staatsexamen waren ihm von dem freiherrlichen Gönner sogar die Mittel zu jenen ausgedehnten Studientreisen zur Verfügung gestellt worden, die ihn in den letzten zwei Jahren von Deutschland ferngehalten hatten.

Nun sollte er zunächst in die Dienste des Barons treten — als Bibliothekar und als Hauslehrer des jüngeren Sohnes. Die Urlaubswoche, die ihm vor Antritt dieses Postens gegönnt war, hatte er bei seinem alten väterlichen Freunde, dem Rektor Krug in der traulichen Umgebung seiner Knabenzeit zugebracht. Jetzt befand er sich auf dem Wege nach der Residenz, wo er sich gleich zum Eintritt in das Haus seines freiherrlichen Gönners zu melden gedachte.

In dem Halbschlummer, dem er sich hingab, behielt er noch eine geraume Weile einiges Bewußtsein für seine Umgebung. Er fühlte, wie der Zug an der nächsten Station anhielt und sich nach wenigen Minuten wieder in Bewegung setzte. Er regte sich nicht, um sich nicht zu ermuntern; er wollte schlafen, Ruhe finden. Aber sein Geist irrte unter dem leichten Traumnebel immer wieder zu den Einbrüchen von heute und gestern zurück und spielte mit verworrenen Betrachtungen zwischen Einbildung und Wirklichkeit.

Ein zufälliger Stoß des Wagens schreckte ihn empor. Er rief für eine Sekunde die Augen auf.

Ah ja, das waren ja die Polsterfüße; vor ihm an der Wand baumelte ein auf Pappdeckel geklebtes Plakat, irgend eine An-kündigung der Bahnverwaltung, und da drüben sahen zusammen-gelauert die beiden Reisegefährten; sie hatten ihr Gespräch ab-gebrochen und sich ebenfalls dem Schlummer hingegeben.

Schwerdtner schloß wieder die Augen und lehnte im Ru in sein Zauberrück. Nur einmal noch hatte er eine unbedeutliche Empfindung von außen her. Es war, als rede sich unerblich ein mächtiger Schatten vor ihm auf. Mit aller Mühe ver-suchte er die Augenlider zu heben — es schien ihm, als verdunkle sich im selben Moment die Lampe da oben an der Decke des Wagens. — Das war alles. Lange, lange Zeit schien danach zu verdrinnen.

Der Schlaf umklammerte ihn unüberwindlich. Ein schwerer, dumpfer Traum bedrückte ihn, das Gefühl einer kleineren Läh-mung. Ein singendes Brausen tobte in seinem Ohr. Seine Lungen atmeten mühsam.

Da! Da zuckte Schwerdtner plötzlich zusammen. War das nicht ein gellender Schrei oder vielmehr ein entsetzter Namens-ruf gewesen?

Eine Sekunde lang regte sich der Wille in ihm, die Be-täubung abzuwerfen, sich umzusehen, aber der seltsame tiefe Schlaf umfing ihn aufs neue mit unwiderstehlicher Gewalt, eine ent-setzliche Last drückte auf sein Gehirn. Er versank in ein starres, todes Nichts, das jede Lebensregung aufhob. . . .

Dieser Zustand konnte ebensoviele Minuten als Stunden angehalten haben.

Das nächste, was er spürte, war ein leichter Frostschauer. Dies Gefühl nahm allmählich zu. Er zog lechzend die Luft ein. Dabei empfand er ein stechendes Tiden unterm Scheitel und in den Schläfen und jetzt einen unangenehmen süßlich-säben Geschmack am Gaumen.

Er hob die gelähmten Arme, im Instinkt, sich von dem auf ihm lastenden Bann zu befreien. Seine Finger streiften etwas ab, was ihm wie ein dichter Schleier über Kopf und Gesicht ge-legen hatte. Ob das wirklich ein greifbares Ding war oder ein eingebildetes Phantom, das hätte er im Augenblick nicht zu unterscheiden gewußt.

Mit einer Art Gewaltanwendung öffnete er die Augen.

Wo war er?

Zunächst begriff er nur, daß er von grauem Dämmerlicht umgeben sei und von einer schwülen Luft, durchsättigt von einem seltsam widerlichen Brodem, einem warmen, toden Geruche, unter welchem ihm ganz unheimlich wurde.

Und in diesem merkwürdigen, gar nicht zu beschreibenden Geruch, der ihn ansetzte, witterte Schwerdtner ein Etwas, das er sich noch nicht erklären konnte, das ihm aber das Herz einschürte.

Schwerdtner tastete in der Dunkelheit nach rechts, seine Hand ergriff die Falten eines Gewebes. Es war der Fenster-vorhang. Damit lehnte ihm das volle Bewußtsein zurück. Jetzt erinnerte er sich, daß er den Vorhang in der Nacht selbst zu-gezogen hatte, ehe er sich zum Schlummern in die Ecke gelehnt. Und er wußte auch, daß er nicht weit von seinem Reiseziel, der großen Endstation, entfernt sein konnte, denn das war ja schon das Licht des jungen Tages, was da neben dem Rand des Vor-hanges hereinbrach.

Er sprang auf, um den letzten Rest des dumpfen Trudes abzuschütteln, der ihn noch immer besang. Ach! Das kam gewiß von dieser ekelhaften Stidluft in dem engen Raume!

Mit hastigen Fingern nestelte er an der Schlinge, die seinen Fenstervorhang am Rahmen festhielt. Er wollte das Fenster öffnen und frische Luft einlassen. Aber das Ding war so fest verknötet, daß er ungeduldig davon abließ und sich nach der gegenüberliegenden Seite wandte, zum anderen Fenster. Dieses war ebenfalls durch den Vorhang verhüllt, der nur einen spär-lichen Zwielichtschimmer einließ, so daß im Innern nichts zu unterscheiden war. Die Deckenlampe brannte nicht mehr.

Schwerdtner tat auf dem in rasender Fahrgeschwindigkeit schaukelnden Boden einen unsicheren Schritt vorwärts, da glitt sein Fuß auf etwas Feuchtem, Schlüpfrigem aus; er stürzte nach vorne, und seine nach einem Halt tastende Linde berührte ein Gesicht — ein eisigkaltes Gesicht; er spürte in dem Bruchteil der Sekunde sogar buschiges Barthaar, dann glitt seine Hand an dem Kinn des Kopfes ab und verfang sich im Brustauschnitt eines

Kopfes oder einer Weste. Aber — was war das? Dieser klebrige Saft unter seinen Fingern und dieser sonderbare Ge-ruuch, der ihm aufs neue und stärker als bisher, wie ein be-täubender Dunst in die Nase stieg, so daß ihm übel wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Fernsicht Nachrichten.

Dem furchtbaren Schicksal, lebend begraben zu werden, entging ein junges Mädchen, das sich bei einer Herr-schaft in Charlottenburg in Stellung befindet. Vor ungefähr drei Wochen war es an einem Herzeiden erkrankt; es gelang nicht, das Mädchen am Leben zu erhalten, und es verstarb am 2. Juli. Die tiefbetrübten Eltern und Geschwister waren am Montag nachmittag in dem Zimmer, wo die Verstorbene bereits eingelagert war, anwesend, als sich die „Tote“ zum Schreden aller plötzlich erhob. In kurzer Zeit war sie bereits so weit hergestellt, daß sie am Montag ein kleines Freudenfest mitfeiern konnte, das man im Kreise der Familie beging. Die Qualen, die das Mädchen erlitt, als es die Vorbereitungen zur Vererdigung mit anhören mußte, ohne sich bewegen zu können, sind nach ihrer eigenen Schilderung furchtbar gewesen.

Ohne Jägerlatein zu sein, hört es sich doch als solches an, was dem „Tel. Kreisbl.“ über die Abenteuer, die mit einem bejahrten Reiter zu bestehen waren, aus Radow bei Spandau berichtet wird: Seit Jahren erzählt man sich in den Dörfern zwischen Potsdam und Spandau im Kreise Osthavelland, bis ziemlich in die Gegend von Nauen hin, von einem sogenannten „Urteiler.“ Dieser „Urteiler“ sei ein mindestens zehn Jahre altes Wildschwein, welches, in der Stärke seiner Fährte der Spur eines zweijährigen Kindes gleichkommend, jedermann durch seine Größe in Staunen versetzte. Vor nicht mehr als drei Jahren erreichte dieser Reiter viel Aufsehen, indem er bei Sakrow von einigen Waldarbeitern an einem Seeufer im Schilf, seinem Tages-quartier, bemerkt wurde. Diese holten den zuständigen Befahrs-förster herbei, damit er den Reiter im „Reisel“ erlegen könne. Der biedere Jägermann war schnell reich bewaffnet zur Stelle und pürchte sich mit aller Vorsicht ganz nahe an das Tier. Der Schuß fiel, der Reiter wurde hoch und der Jäger vor Schred blaß. Die Kugel, die den Schwarzfittler strecken sollte, war vorbeige-flogen. Im schnellen Lauf war das Vorstentier verschunden. Nach diesem Ereignis kam es so manchem Biebenten auch Sonntags-jäger, vor die Flinte, konnte aber nie zur Strecke gebracht werden. So durchstreifte der schwarze Geselle zuletzt die ganze Gegend mit größter Dreistigkeit. Vor etwa vier Wochen schoß ein Land-mann von hier auf ihn und behauptete, wenigstens seinen Schuß gut angebracht zu haben. Man nahm an, da auf einmal kein Lebenszeichen des Reiters zu spüren war, daß der Schuß wirklich gut getroffen hätte. Aber nein! Erst vor 8 Tagen machten etwa 15 Einwohner unseres Dorfes (zwischen Potsdam und Spandau an der Havel gelegen,) die mit Büchsen, Schrotflinten und Pistolen, einige auch mit verben Knütteln usw. bewaffnet waren, vormittags dem armen Reiter den Garaus! Der Reiter war zu seinem Unglück in die Wertheimische Gärtnerei, die unmittelbar am Dorfe liegt, geraten, und da diese mit einem starken Drahtzaun umgeben ist, hatte er sich selbst gefangen! Als man ihn hier bemerkte, wurden die „Herren Jäger“ des Dorfes zusammengerufen. Alle griffen nach ihren Waffen und beteiligten sich an der Reiseljagd. Einige der „Herren Jäger“ bestiegen dabei selbst Obstbäume, während andere sich außerhalb des Zaunes postierten. Jetzt begann das Schnellfeuer so lange, bis der alte Reiter, dem schon alle Versten ergraut waren, sein Leben nach etwa 15 Schüssen aufgab. Wer nun der glückliche Erleger dieses Reiesen geworden, ist heute noch nicht klar, denn jeder will ihn getroffen haben! Das Ge-wicht des Reiters betrug ohne Aufbruch 305 Pfund.

Der verliebte Stieglitz. In Rudolstadt in Thüringen wurde dieser Tage der Besizer eines Stieglitzweibchens angenehm überrascht. Schon seit mehreren Tagen hatte er be-merkt, daß den im Freien hängenden Käfig, in dem sich der Vogel befand, fortwährend ein anderer Stieglitz, ein Männchen, um-flatterte. An einem der nächsten Tage entdeckte er, daß statt des einen plötzlich zwei Tiere im Käfig waren; der Vogel hatte die leicht zu hebende Holztür geöffnet und war zu seiner Herzge-nerkorenen in den Bauer hineingelangt. Das Pärchen trifft jetzt Anstalten zum Nisten.

Landwirtschaftliches.

Um Pferde vor Fliegen zu schützen, bewährt sich das folgende Verfahren. Man tauche einen Schwamm in dünne Karbolsäurelösung und benege damit diejenigen Teile des Pferdes, welche am meisten von den Fliegen belästigt werden. Dieses Mittel ist durchaus wirksam, da kein Insekt den Geruch der Karbolsäure vertragen kann. Steht das Pferd im Stall, so lege man ihm eine leichte Staubdecke über; dieselbe wird nicht allein die Fliegen, sondern auch den Staub abhalten und somit die Arbeit des Putzens verringern. Befindet sich das Pferd auf der Weide, wo Sommerbiße und Insekten ihm tagtäglich mehr Fleisch nehmen, als ein gutes Futter zu ersetzen vermag, so tut man gut, es am Tage in einen kühlen Stall zu sperren und erst am Abend, wenn es fähler geworden, herauszulassen.

Zur Fütterung des Geflügels. Der Freude an seinem Geflügel erleben und einen guten Ertrag von demselben erzielen will, darf vor allen Dingen kein Langschläfer sein. Bekanntlich geht das Geflügel frühzeitig zur Ruhe und steht auch sehr früh auf. Wenn dann die Hühner bis zur ersten Mahlzeit mehrere Stunden hungern müssen, so rächt sich das bitter. Man füttere daher so früh wie möglich, und zwar gebe man zunächst nur einige Hände voll Körner, sodas auf jedes Tier höchstens 10—15 Stück kommen. Aldann werden ihnen die Küchenabfälle vom letzten Tage, welche aber nicht sauer geworden sein dürfen, vorgelegt, sodas sie soviel davon fressen, wie sie wollen. Später wird ihnen der Abfall vom Gemüse vorgeworfen, dann bekommen sie wieder Küchenabfälle, und wenn diese nicht ausreichen, eine Zugabe von Hundesuchen oder dergleichen. Am Abend, wenn die Hühner zur Ruhe gehen wollen, gibt man ihnen einige Hände voll Körnerfutter. Eine Hauptbedingung zum Gedeihen allen Geflügels ist, daß man recht oft und immer nur wenig Futter gibt.

Creve-coeurs. Da Creve-coeurs die denkbar größte Nahrungsfähigkeit besitzen, und die Qualität ihres Fleisches von keiner Rasse übertroffen wird, so eignen sie sich vorzüglich für die Tafel. Ihr Fleisch ist kurzfasrig, saftig und von feinstem Geschmack, auch die Haut ist blendend weiß, und daher bietet eine geschaltete und gut gerupfte Creve-coeur-Fenne für jeden Fein-schmecker einen anziehenden Anblick. Aber auch als Eierproduzenten bewähren sich die Hennen dieser Rasse vorzüglich.

Entenmast. Wenn man Enten mästen will, weicht man Gerste ein und läßt sie etwas quellen. Danach wird sie aus dem Wasser genommen und in Haufen an einem warmen Orte aufgeschüttet, so daß sie zum Keimen kommt. Ist das ge-